

Hans-Georg Furian, *Superintendent des Kirchenkreises Lichtenberg-Oberspree*

1. Sonntag nach Trinitatis, 29. Mai 2016

Predigt über 1. Joh. 4, 16b-21

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserem Vater, und unserem Herren Jesus Christus.
Amen

Liebe Schwestern und Brüder,

Dankbarkeit, ja Freude – so empfinden wir jetzt, wenn wir den 175jährigen Geburtstag dieser Kirche feiern. Denn: Sie haben eine schöne Kirche, gut erhalten und gepflegt. Wir danken denen, die sich - in all den Jahren - um dieses Gebäude bemüht haben. Und das, obwohl es nicht ihr Gebäude ist.

Denn eine Kirche bleibt uns etwas Fremdes. Wir haben sie nicht – wie unser Wohnzimmer – gemütlich eingerichtet. Eine Kirche steht da, unübersehbar, manchmal Manchem im Weg. Das zeigt auch der Predigttext. Im ersten Johannesbrief heißt im 4. Kapitel in der Übersetzung der Guten Nachricht:

„16 b Gott ist Liebe. Wer in der Liebe lebt, lebt in Gott und Gott lebt in ihm. 17 Auch darin hat die Liebe Gottes bei uns ihr Ziel erreicht, dass wir dem Tag des Gerichts voller Zuversicht entgegensehen; denn so wie Christus mit dem Vater verbunden ist, so sind ja auch wir es in dieser Welt. 18 Die Liebe kennt keine Angst. Wahre Liebe vertreibt die Angst. Wer Angst hat und vor der Strafe zittert, bei dem hat die Liebe ihr Ziel noch nicht erreicht. 19 Wir lieben, weil Gott uns zuerst geliebt hat. 20 Wenn jemand behauptet: »Ich liebe Gott«, und dabei seinen Bruder oder seine Schwester hasst, dann lügt er. Wenn er seine Glaubensgeschwister, die er sieht, nicht liebt, dann kann er Gott, den er nicht sieht, erst recht nicht lieben. 21 Gott gab uns dieses Gebot: Wer ihn liebt, muss auch seinen Bruder und seine Schwester lieben.“ Amen

Liebe Schwestern und Brüder, unser Kirchengebäude gibt diesen Worten ein zu Hause. Auch Sprache braucht Heimat. Das merkt man, wenn man seine Heimat verlässt. Im Aufbruch vollzieht sich auch ein sprachlicher Umbruch. Wir haben mehrere Jahre im Ausland gelebt, insofern weiß ich, wovon ich spreche. Sprache braucht Heimat. Unsere Kirchen geben der Sprache der Bibel Heimat. Sie schaffen ihr einen Raum, in dem sie gehört und bedacht wird. Im Gegenzug schafft diese Sprache die ihr entsprechende Wirklichkeit.

In unserer Kirche trifft diese Wirklichkeit, die die biblische Sprache herstellt aber auch und notwendig auf die Realität, die sich draußen hören lässt. Wir sind in unseren Kirchen also nie unter uns – immer auch im Dialog mit der Welt draußen.

Diese Realität draußen wird davon bestimmt, dass alles einen Nutzen haben muss, auch das, was ich sage. Diese Realität unterscheidet sich von der Wirklichkeit, die unsere Kirche ein zu Hause gibt. Denn was wir hier hören, muss sich nicht verkaufen lassen. Der Wert der Worte hängt nicht von ihrem Nutzen ab. Denn sie mögen zwar keinen Preis haben, sind aber deshalb nicht wertlos. Nur draußen in der Realität, in der alles, was einen Wert hat, seinen Preis hat, da sieht es anders aus. Aber unsere Kirchen geben eben der Wirklichkeit einen Raum, die jener

Realität draußen ins Wort fällt. Und das zeigt sich auch an dem Bibeltext, der uns für diesen Sonntag aufgetragen ist.

Gott ist Liebe – hören wir in diesem Text. Übersetzen wir das in die Realität, die uns umgibt, dann heißt der Satz: Die Liebe ist Gott. Denn: Wenn sich Gottes Gottheit gerade in der Liebe zeigt, dann ist doch die Liebe göttlich, ja Gott. Ist dann die Menschlichkeit Gottes nicht ersetzbar und aufgehoben in der Mitmenschlichkeit des Menschen? Dann braucht es ja gar nicht mehr Gottes. Und der Glaube ist durch die Tat ersetzt. Das wäre dann in der Tat das, was sich viele zu wünschen scheinen. Denn ihnen ist der Glaube eine Form der Rechthaberei, die zu Fanatismus neigt, und leicht in Gewalt mündet. Um diesem Gedanken, der in der Realität, die uns umgibt, zu Hause ist, zu widerstehen, braucht es die Wirklichkeit, die ihren Ort in unseren Kirchen hat. Denn hier darf zweckfrei nachgedacht werden. Hier dürfen die Antworten und die Fragen erdacht werden, die man draußen gibt und stellt.

Wie verhält es sich mit dem Satz, dass Gott Liebe ist. Er erschließt sich, wenn wir in der Bibel fragen, wen oder was Gott liebt. Im Unterschied zu uns, die sich zunächst und zumeist zum Schönen hingezogen fühlen, verhält es sich bei Gott anders. Er hält zu seinem Sohn, auch am Kreuz. Einem zu Tode gequälten, schmerzverzerrten Körper. Er wendet sich den Aussätzigen zu – Lazarus –, den Kranken. Er schenkt Zachäus, dem Sünder, der nur auf sich bezogen lebt, Zeit. Die Armen lädt er zu Tisch, so dass wir noch heute davon lesen – und rückt so die ins Licht, die im Schatten lebten.

Seine Liebe macht erst schön, was sie liebt, und liebt nicht, was schön ist. Seine Zuwendung macht gut, was schlecht war, heilt und bringt zurecht, was krumm und schief war. So verhält es sich mit der Liebe Gottes. Sie ist anders als unsere Liebe: nicht in ihrem Eifer und ihrer Treue, aber in ihrem Ziel. Sie sucht nicht sich und das Eigene, sondern sie sucht sich im Anderen. Darum ging seine Liebe so weit, dass er ein Mensch geworden ist. Im Anderen seiner selbst lebte – und starb er. Und darum lässt er den Menschen nicht – und die, die sich auf ihn berufen, die Christen, dürfen den Mitmensch auch nicht sich selbst überlassen. Die Liebe zu Gott zeigt sich in der zum Nächsten.

Das war in der Gemeinde, die diese Worte zum ersten Mal hörte, umstritten – und darum werden diese Worte ja auch laut. Dort meinten einige, dass Gott eben nicht ein Mensch war, sondern nur die Menschheit wie ein Kleid anhatte. Er ließ sich eben nicht auf die Menschen ein – und darum, so folgerten sie – brauchen das auch die Christen nicht; es reiche Gott zu lieben, um den Nächsten müsse man sich nicht kümmern.

Dem widerspricht unser Text. Und so überholt ist das alles nun nicht. Wir bemerken das, wenn wir mit dieser Sprache aus dem Raum dieser Kirche hinaustreten in die Realität der Welt. Da werden wir konfrontiert mit der Frage: Wenn Gott Liebe ist, warum kann man das nicht umdrehen und sagen: Die Liebe ist Gott? Dann wäre man nämlich auch den Glauben los, der nur Probleme mache. Es reiche, das Gute zu tun. Darauf sollten wir eine Antwort geben, besser noch, wir sollten den, der das sagt, fragen. Was motiviert Dich zum Tun des Guten in einer Welt, in der sich das nicht lohnt? Was macht Dir Mut? Lässt sich die Liebe durchhalten in einer Welt, in der Vertrauen Mangelware ist? Mit diesen Fragen wären wir noch nicht beim Glauben. Aber wir würden unserem Gesprächspartner zeigen, dass das Tun des Guten von Quellen lebt – von welchen, dies muss er dann für sich bedenken. Vielleicht sagt er: Die Quelle zum Tun des Guten ist das Gute selbst. Das wäre dann die Antwort, die Immanuel Kant gegeben hat. Er sagt: Nichts ist gut, als allein ein guter Wille. Da dürfen wir fragen: wie war das mit dem, der uns zurief: ‚Ich liebe euch doch alle‘. Der wollte auch nur das Gute. Der gute Wille

bewahrt eben nicht vor der schlechten Tat, das zeigt sich an den Diktatoren des vorigen Jahrhunderts. So ein Gespräch haben wir mit der Realität außerhalb unserer Kirche zu führen. Es reicht eben nicht, das Gute tun zu wollen oder die Liebe zu Gott zu machen. Daran wird hier im Raum der Kirche erinnert.

Denn unser Glaube ist das Vertrauen zu Gott, dass trotz aller Ohnmacht der Liebe sie in der Welt nicht abgedankt hat. Dass in all dem Chaos, das wir sehen und trotz all der Gewalt, von der hören, dass trotz all dem nicht der Zufall regiert, sondern in einer uns jetzt noch verborgenen Weise Gott alle Fäden in der Hand hat: im Großen wie im Kleinen. Und dass es sich deshalb lohnt, trotz allem Unrecht, an der Gerechtigkeit festzuhalten. Solchen Mut schafft die Sprache, die hier lebendig ist – oft auch gegen die Erfahrung. Und diese Sprache schafft es, dass Menschen ihr Leben danach ausrichten. Darin findet das Kirchengebäude sein Ziel, dass das, was hier laut wird, draußen gehört wird.

In der Festschrift dieses Jubiläums habe ich von zwei Menschen gelesen, von denen man das sagen, dass sie die Worte von hier auch draußen nicht für sich behalten haben. Beispielhaft werden sie erwähnt, denn es gab noch etliche andere. Berichtet wurde von Detlev Postel, Student aus Köpenick an der Humboldt-Universität. Er wurde deshalb exmatrikuliert, weil er in den Zeiten der DDR den Aufnäher ‚Schwerter zu Pflugscharen‘ trug. Pfarrerin Elisabeth Brix wurde das Symbol durch die Polizei vom Anorak abgetrennt. Das sind Lebenswege, die beispielhaft dafür stehen, dass sich Menschen haben prägen lassen durch die Sprache, die hier laut wird. Und die Sprache in der man zu Hause ist bestimmt das Bild, das man von der Realität hat. Die Welt ist so, wie sie durch die Sprache verständlich gemacht wird. Lassen wir die Welt in die Kirche herein – keine Sorge – hier ist eine Sprache zu Hause, die die Realität verwandeln kann. Denn Gott ist Liebe. Die Realität wäre ohne diese Stimme, die aus den Kirchengebäuden nach draußen dringt, ärmer.

Und diese Stimme wird heute gebraucht. Denn wir dürfen nicht zulassen, dass diejenigen das letzte Wort behalten, die die Gesellschaft spalten, in dem sie Ängste schüren. Die Befürchtungen mit Gründen verwechseln. Die, die sich selbst arm reden – um dann den Armen das Recht zu verweigern, zu uns kommen zu dürfen. Die zwar den freien Warenverkehr – über ebay und amazon – wollen, aber dem freien Reiseverkehr Grenzen in den Weg stellen wollen. Die zwar überall hin in den Urlaub fahren möchten, aber nicht zulassen wollen, dass auch die, die dort wohnen, mal zu uns kommen dürfen. Diejenigen, die als Wahrer des Besitzstandes Europa zu einer Insel machen wollen, und denen nicht mehr, als Grenzen und Stacheldraht gegen die einfällt, die im Meer des Chaos leben. Wie sagte es noch der Text: „Die Liebe kennt keine Angst.“

Davon lassen wir uns bestimmen und diese Sprache nehmen wir von diesem Ort mit. Wir dürfen dankbar sein, dass es solche Orte gibt – hier schon seit 175 Jahren. Amen

Und der Friede Gottes, der höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.